

Ein politisches

# Glaubensbekenntniß.

Von

Wintersberg.

## Meine Mitbürger !

Freudig überrascht las ich meinen Namen auf der Kandidatenliste des demokratischen Vereins neben Männern, durch deren Nähe ich mich eben so gespornt als geehrt fühlen muß.

Ich gestehe, es war von dem ersten Augenblicke unsrer jungen Freiheit mein innigster Wunsch, meinen Mitbürgern als Vertreter und Wahrer ihres Rechts, ihrer Freiheit zu dienen. Ob ich dabei meine geringen Kräfte nicht überschätzt habe, weiß ich nicht; nur dessen bin ich gewiß, wie meines Daseins, daß ich es redlich und aufrichtig meine, daß ich für die Freiheit lebe und sterbe, daß ich, als Vertreter meiner Mitbürger, weder Ehrgeiz, noch Habgucht, noch irgend eine andere Leidenschaft zu befriedigen haben werde. Wenn meinen Mitbürgern ein redlicher Mann genügt, ein Mann, der immer zu derselben Fahne gehalten hat, der nicht ein Alt-Liberaler, sondern ein alter Liberaler ist, und dessen Kenntnisse vom öffentlichen Leben wenigstens so weit reichen, daß er die Ereignisse, die doch so Manchen, wenigstens in ihrer Pöcklichkeit überrascht, lange und bestimmt vorausgesehen, so darf ich es vielleicht doch wohl wagen, mich meinen Mitbürger als Vertreter und Wahrer ihrer Rechte anzubieten. Zwar habe ich, bei dem Zustande unserer Wahlordnung, die es der wirklichen Gesinnung der Wähler fast unmöglich macht, durchzubringen, wenig oder gar keine Hoffnung, daß mein Name aus der Wahlurne hervorgehen werde, und ich gestehe aufrichtig, daß ich, unter dieser Wahlordnung gewählt, fast gegen mich selbst mißtrauisch werden müßte; allein es ziemt sich, den Kampf auch dann nicht zu scheuen, wenn man überzeugt ist, daß die Anordnungen dazu fehlerhaft und verkehrt sind.

In diesem Sinne habe ich für meine Pflicht gehalten, in wenigen Zügen mein politisches Glaubensbekenntniß hier nieder zulegen; kann ich gleich nicht hoffen, daß es mir die nöthigen Stimmen erwirbt, so mag es doch insofern gleich einem andern Aufsatze das Seinige thun, indem es auf dasjenige hinweist, um was es sich uns zunächst handelt.

Ich werde nicht auf die beliebte Redensart eingehen, daß die Verfassung auf der breitesten Grundlage angelegt werden müsse, denn ich sage auf der ganzen. Die Betheiligung aller unsrer Landesgenos-

fen an allen öffentlichen Angelegenheiten ist gar nicht eine Frage, sondern eine entschiedene Sache des Rechts, die alle Reichstage der Welt nicht in Frage stellen können. Wo die Frage wegen allgemeiner Betheiligung einmal gestellt worden, ist sie auch schon so gut als bejaht, denn sie kann nicht mehr verneint werden.

Dieser Punkt wird gewöhnlich unter dem Namen des allgemeinen, censurfreien Stimmrechts begriffen. Ich erkläre mich also offen und entschieden dafür, weil ich namentlich im Censur eine Ungerechtigkeit und eine Unwahrheit finde, da der Arme zu den öffentlichen Lasten verhältnißmäßig sogar mehr beiträgt, als der Reiche, ohne doch von den öffentlichen Wohlthaten so viel zu genießen als dieser. Mit Einem Worte — es handelt sich hier nicht um eine Frage der Staatskunst, sondern rein um eine Sache des Rechtes, das gegen den Ärmsten wie gegen den Reichsten gleich gehandhabt werden muß.

Da es sich im gegenwärtigen Augenblicke zunächst um die Entwurfung einer Verfassung handelt, so ist es nothwendig, mich zunächst über die Grundzüge auszusprechen, welche sie an sich tragen soll. — Daß Oesterreich ein Gemeinwesen mit erblichem Oberhaupt, d. h. eine constitutionelle Monarchie sein soll, ist unbestritten; eben so unbestritten ist, daß die Verfassung repräsentativ sein wird, d. h., daß das Volk sein Gesetzgebungs- und Ueberwachungsrecht durch freigewählte Vertreter ausüben wird.

Was diese Vertretung des Volkes betrifft, so bin ich entschieden dafür, daß zu diesem Zwecke nur eine einzige, ohne allen Unterschied, ohne alles Vorwiegen einzelner sogenannter Interessen aus dem ganzen Volke nach der Zahl frei gewählte Versammlung bestehe. Man hat gegen das Einkammersystem, wie man es nennt, Gründe angeführt, die aber, sonderbar genug, fast durchaus für dasselbe sprechen; da nun die öffentliche Meinung ohnehin durchaus und entschieden nach dieser Seite hin gerichtet ist, so wäre es überflüssig, meine Behauptung zu beweisen. Es genügt zu erklären, daß ich mit der öffentlichen Meinung auf demselben Wege bin. — Was man, dem Vorgeben nach, vom Zweikammersystem Wohlthätiges erwartet, kann auch bei Einer Versammlung durch die Geschäftsordnung bewirkt werden.

Daß diese Eine Versammlung aus unmittelbarer (direkter) Wahl hervorgehen müsse, ist bereits nicht minder entschieden; es möchte jetzt

halb schwer sein, Jemanden zu finden, der in der mittelbaren Wahl nicht eine heillose Spiegelfechtereie fände.

Die Grundlinien der Verfassung, welche der erste österreichische Volkstag zu entwerfen haben wird, wären durch die drei Punkte des allgemeinen, censusfreien Stimmrechts, der unmittelbaren Wahl und des Einkammersystems so ziemlich sicher und unausweichlich bestimmt, wenigstens können meine Mitbürger aus dem hier Gegebenen auf die weitere Entwicklung meiner staatlichen Grundsätze sicher schließen; allein der erste österreichische Volkstag ist nicht bloß ein Verfassungstag, sondern er wird auch andere Fragen zu lösen haben, welche an Wichtigkeit der Verfassungsfrage, wenigstens für den Augenblick, nur um ein Geringes nachstehen möchten.

Die erste Frage ist die, unsrer Geldangelegenheiten. Man könnte sagen, daß sie nicht schlechter stehen könnten, als sie stehen. Einige haben bereits ohne Scheu auf einen öffentlichen Bankbruch, als die einzige Rettung, hingewiesen; ich glaube, daß ein mächtiges, fleißiges Volk in einem ergiebigen Lande wie das unsrige, mit einer weisen und redlichen Regierung an der Spitze mehr Mittel hat, mit seiner Ehre auch seinen Bestand zu retten, als man sich bis jetzt, da es an aller solchen Erfahrung mangelte, kaum träumen lassen mochte. Zwar könnte uns Niemand rechtlich dazu verpflichten, Schulden zu bezahlen, die unter der alten schlechten Wirthschaft gemacht wurden; weder unsre Handschrift, noch die unsrer Bevollmächtigten steht unter der Schuldschreibung; dennoch bin ich dafür, soweit es nur irgend möglich, sie abzutragen — aus Gründen der Klugheit und der Menschlichkeit.

Ich bin entschieden dafür, daß der sogenannte Besitz der todtten Hand — das Kloßergut, zu den öffentlichen Bedürfnissen verwendet werde. Diese Anstalten sind nicht nur überflüssig geworden und erscheinen als entgeistete Reste einer Zeit, die nicht mehr ist — sie wirken auch, wie sie immer gewirkt haben — entzittlichend. Schon aus diesem Grunde allein müßte die Gesellschaft berechtigt sein, sich zu befreien von solchen üppigen Körperschaften eheloser Menschen, die allen Sorgen sich entziehen, um aller Genüsse sich zu erfreuen.

Einer der wichtigsten Gegenstände des ersten österreichischen Volkstages werden die italienischen Angelegenheiten sein. Die Hauptaufgabe

wird sein, die dynastische Behandlung derselben zurückzuweisen. Der Besitz Italiens war für Oesterreich immer eine Last und eine Gefahr; es hat uns seit 300 Jahren unser Geld und unser bestes Blut gekostet und es ist buchstäblich wahr, daß der Zuwachs Italiens im strengsten Sinne eine Abnahme unsrer Kraft war. Nur die Dynastie hat seit 300 Jahren an diesem Lande gehangen. Es muß aber, wie gesagt, von nun an unverbrüchlich daran festgehalten werden, daß unsre staatlichen Beziehungen nicht mehr, wie es bisher überall und immer Sitte war, im Interesse einer herrschenden Familie, sondern im Geiste der Gerechtigkeit und im Sinne des allgemeinen Wohles behandelt werden. Es gibt fortan in Oesterreich nichts als den Kaiser und das Volk, das Volk und den Kaiser; was dem Volke frommt, frommt dem Kaiser; was den Kaiser ehrt, ehrt das Volk — aber nicht die Macht, nur die Gerechtigkeit ehrt.

Es muß einmal zur Geltung kommen, daß Gerechtigkeit nicht bloß im Inneren, sondern auch nach Außen, die allein sichere Grundlage der Staaten ist; daß eine treulose Staatskunst wohl äußeren Glanz, aber nicht wahrhaftes Glück, innere Macht und dauernden Bestand bewirken kann. Mit der Gerechtigkeit ist es nur noch nie versucht worden; darum fehlt es uns hier so ganz und gar an Erfahrungen. Unsrer Zeit ist aber eine so durchaus neue, daß es gar nicht zu kühn ist, endlich einmal die Schleichwege einer tückischen, treulosen, sogenannten Staatskunst, mit der offenen, geraden Straße der wahrhaften zu vertauschen. In diesem Geiste habe ich die Verhältnisse in Italien von jeher und den Krieg da selbst von seinem Anfange an als Mensch, als Deutscher und als Oesterreicher tief beklagt, und bin durch die scheinbaren Erfolge der jüngsten Tage nicht irre geworden in meinem Urtheile. Nach diesem Siege wird es doppelt nothwendig werden, die dynastische Behandlung der italienischen Angelegenheiten entschieden zurückzuweisen, eine Behandlung, die mit allen Volksgefühlen und öffentlichen Bedürfnissen im grellsten Widerspruche steht, und aller inhaltigen Begriffe von Recht und Gerechtigkeit spottet. Meine erste und letzte Forderung in Betreff Italiens ist Friede, ehrenvoll durch Gerechtigkeit, und die Verwahrung, daß nicht das Blut unsrer Mitbürger dazu dienen soll, die Schmach abzuwaschen, die ihre Führer und die Verwalter der Heerangelegenheiten auf sich geladen haben.

Was den Zwiespalt mit den slavischen Stämmen betrifft, dessen

Veröhnung ebenfalls eine Hauptaufgabe des ersten österreichischen Volkstages ist, so haben wir in Ungarn die Frucht einer Ungerechtigkeit in diesem Betrahte bereits erfahren. Im Grunde kann man keinem Volke wehren, sich seinem Sprachstamme anzuschließen und die rücksichtslose Zusammenkoppelung der verschiedensten Völkerstämme, die einander in keinem Worte verstehen, ist eine der schwersten Sünden der alten dynastischen Staatskunst; und die harte und gebieterische Verweigerung aller dießfälligen Wünsche ist gerade geeignet, den Wunsch und das Bedürfniß noch lebhafter zu machen. Uebrigens wissen wir gar wohl, daß die Anregung der Nationalität von einem Orte ausgegangen ist, wo man der Freiheit feind ist — von Rußland; dieser Sprachenkampf, der die Völker entzweit, die gegen den gemeinsamen Feind eng vereint sein sollen, wird also seine Schärfe und Spitze verlieren durch das, was Rußland nicht geben mag, durch die Freiheit. Wir glauben daher, daß dort, wo die Stammzüge nicht allzu entgegengesetzt, die gegenseitigen Erinnerungen nicht allzu bitter sind, Friede und Einigkeit noch immer erhalten werden könnten.

Es versteht sich also von selbst, daß die künftige Verfassung, die durchaus gleiche Berechtigung aller verschiedenen Volksstämme entschieden aussprechen muß; zugleich wird es gut sein, Vorkehrungen zu treffen durch welche jede Nationalität ihre besondere Gewähr finde.

Es versteht sich ferner von selbst, daß wir unsre deutschen Brüder, wo sie unter Slaven wohnen, gegen Uebergriffe derselben, zu denen sie leider Neigung gezeigt, auf das kräftigste zu schützen haben; eben so jedoch müssen wir auch den Slaven gegen die Uebergriffe unsrer eigenen Sprachgenossen Schutz gewähren. Wenn wir gerecht sind, werden wir dauernd wirken, durch Gewalt nur vorübergehend.

Der Anschluß an Deutschland ist eine der Lebensfragen Oesterreichs. Es gibt eine Partei, die demselben entschieden entgegen ist, wenn sie es auch nicht immer offen ausspricht, aus Scheu vor der allgemeinen Stimmung, die ihr aber kein Haar krümmen würde; eine andere Partei erhebt dagegen nur Bedenken und wünscht zum Theil aufrichtig deren Beseitigung. Jene erste Partei kann von den alt-österreichischen Erinnerungen nicht lassen, ungeachtet Alles in einem Maße verändert ist, daß Niemand mehr in dem Gebäude sich zurechtfindet, der nicht bis zum letz-

ten Lage mitgelebt habt; diese Partei gehört zu den Mumien, mit denen das frische, neue Leben nichts zu schaffen hat. Aber diejenigen, welche Bedenken haben gegen den Anschluß an Deutschland, leben mit uns, hoffen und fürchten mit uns, und es ist unsre Pflicht, daß wir, so viel an uns ist, ihre Besorgnisse zerstreuen, ihre Hoffnungen beleben.

Der Anschluß an Deutschland, für den ich mich von vornnehmein, als für eine Nothwendigkeit ausspreche, hat eine zweifache, eine rein politische, wie man es nennt, und eine finanzielle Seite. Der innigste, politische Anschluß an Deutschland ist besser heute als morgen, und je inniger, desto besser; der finanzielle will wohl erwogen sein. Man verstehe mich wohl. Die Handels- und Gewerbsverhältnisse Oesterreichs sind bisher auf einem so künstlichen, falschen Boden gestanden, daß es der Vorsicht bedarf, wenn man sich anschickt, ihre bisherigen Unterlagen wegzunehmen. Ich sage, es bedarf der Vorsicht, es bedarf der reifen Berathung; damit habe ich nicht gesagt, daß der Anschluß nicht im vollsten Maße und je eher desto besser eintreten soll; aber ich gebe zu, daß ein Uebergang nöthig sein möchte, obwohl ich, bei meiner Ueberzeugung von den unberechenbaren Hilfsmitteln der Freiheit, die Nothwendigkeit eines allmäligen, wenigstens eines allzulangsamem Uebergange nicht geradezu behaupten will.

Ich möchte aber meinen Mitbürgern, die in diesem Betrachte betheilig sind, aufrichtig und ernstlich rathen, sich durch vorübergehende Verluste nicht abschrecken zu lassen von deutscher Gesinnung. So weit menschlicher Gedanke es absehen kann, wird Oesterreich aus dem innigen Verbande mit Deutschland noch eine schöne Zukunft blühen; wenn es sich aber auch in Zukunft, wie bisher, ferne und fremd hält von Deutschland, und, um der Selbstbeschämung zu entgehen, des deutschen Mitgeföhles zuletzt gar spottet, dann sehen wir nur eine traurige Zukunft für das schöne Land, das umsonst den Tag der Freiheit gesehen, weil seine Söhne nicht den Muth und die Kraft hatten, dem Zuge ihrer Herzen zu folgen.

Dies sind die Gedanken, welche ich in dem beschränkten Raume eines Tagblattes meinen Mitbürgern vorlegen wollte zur Prüfung. Ich weiß, es gibt noch viele Fragen, die der Beantwortung harren; allein ich vermöchte sie nur in demselben Geiste zu lösen, in dem ich die hier behandelten gelöst habe und dieser Geist ist, glaube ich, ausgesprochen genug.

Uebrigens wird der erste österreichische Volkstag so ganz neue, unerwartete und eigenthümliche Erscheinungen darbieten, daß gar Mancher, der den leitenden Fäden seines Denkens und Handelns nicht aus tiefen und strengen Grundsätzen nimmt, denselben verlieren und schwer oder gar nicht wieder finden wird. Ich weiß gar wohl, daß gar Viele mir an Kenntnissen, so wie an Sabe der Rede weit überlegen sind, aber an Entschiedenheit und Reinheit der Gesinnung, an Ausdauer für das Rechte, an Hingebung für mein deutsches und österreichisches Vaterland, glaube ich keinem meiner Mitbürgern aufgetreten bin, um für die gute Sache der Freiheit zu sprechen; aber was ich ausspreche, ist alt und reif in mir und durch manche Feuerprobe der Erfahrung gegangen. Vieljährige Erfahrung und Menschenbeobachtung, verbunden mit ernstem Studium der Geschichte, haben mir den Muth eingeflößt, mir so viel Einsicht zuzutrauen, daß ich mit Gewissen das Vertrauen meiner Mitbürger zu einem so wichtigen Amte ansprechen darf. Sie mögen mir glauben, daß ich die Sache unsers gemeinsamen Vaterlandes, die zugleich die Sache der Freiheit und des ganzen Menschengeschlechtes, mit dem redlichen Aufgebot aller meiner Kräfte vertreten werde. Ohne zu erwarren oder darnach zu geizen, daß ich als Redner glänzen werde, hoffe ich doch so viel Redegabe und Klarheit des Gedankens und Wortes zu besitzen, daß das Licht der Wahrheit durch meine Rede nicht unter den Schäffel gestellt sein wird. Ich werde übrigens weniger der Redekunst als der Schärfe des Gedankens bedürfen, da es, nach meiner Weise, meine Hauptaufgabe sein wird, das gefährliche Lügengewebe der Sophistik, wo es sich schlichten Gemüthern gegenüber geltend machen will, zu zerreißen, und in seinem wahren Wesen zu zeigen; dazu mag aber zehnmal für einmal ein kurzer, gedrungener Satz, oft sogar ein bloßes Wort, weit besser dienen, als eine lange Rede, deren Maß sehr oft mit dem gespendeten Beifall wächst.

Das Lösungswort ist überall: Vertretung der Interessen! — ich will einmal voranstellen: Gerechtigkeit! — Wir wollen sehen, ob wir damit nicht besser fahren. Der Egoismus, der nur an sich denkt, verspielt am Ende auch sich selbst.

Menschliche Weisheit ist allein zu erkennen, was wir nicht wissen, was wir nicht vermögen. Nicht sowohl an ihrem Unrecht, denn im Unrecht war sie schon längst, an ihrer Ueberschätzung ist die alte Zeit gescheitert. Sie hat nicht erkannt, daß sie gealtert war, während die junge Zeit neben ihr aufwuchs. Wir müssen begreifen, daß wir, in gewissem Sinne, bereits an die Stelle der alten Zeit getreten sind. Ein junges, feuriges, strebendes Geschlecht erhebt sich neben uns, dessen Wünschen und Hoffnungen wir eben so weise als freundlich Rechnung tragen müssen. Vergessen wir nicht, daß wir nicht für uns, sondern für unsere Kinder bauen, daß die Jugend freiere Bewegung verlangt und bedarf, als die ist, mit welcher das Alter sich begnügt.